



Wilhelm F. Herchenbach

**Düsseldorfer
Jugend-Album**



1857-59

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Ausgabe von 1857	3
I. Prosa	4
Der Teufel als Onkel	5
Der Währwolf	8
II. Lyrik	10
Regenbogen	11
Begräbniß eines Lebendigen	12

Vorwort zur Ausgabe von 1857

Die unterzeichnete Verlagshandlung legt dem deutschen Publikum hiermit den zweiten Band des Düsseldorfer Jugend-Albums mit dem festen Vertrauen vor, daß die dem Werke zu Grunde liegende Tendenz: Unterhaltung und Belehrung der Jugend, eine allgemeine Anerkennung finden werde.

Das Streben, diesen Jahrgang noch reichhaltiger und interessanter, seinem Zwecke entsprechender, darzustellen, wird sich bei einer nicht ganz oberflächlichen Anschauung sogleich klar herausstellen.

Möge deßhalb die Bemühung der Verlagshandlung in der gerechten Anerkennung und Würdigung von Seiten des Publikums ihren Lohn finden.

Düsseldorf im November 1856
Arnz & Comp

Teil I.

Prosa

Der Teufel als Onkel

Zwischen Hamm und Schwerte ging vor dreihundert Jahren ein Bote allwöchentlich ab und zu, um für andere Leute Bestellungen und Einkäufe zu machen. Für solche Dienste bekam er dann hier und dort einen Stüber, wenn's hoch kam einen Blassert, auch wohl von irgend einer guten Seele noch ein Stück Schwarzbrot in den Kauf. Im Ganzen war aber der Verdienst so kärglich, daß das Salz nicht dabei herauskam, vielweniger ein Paar neue Schuhe oder ein blauer Kittel. Aber er blieb doch immer gleich unverdrossen, und wenn ihn einmal die Bekümmerniß überkam, so betete er auf dem Wege einen Rosenkranz; und der Rosenkranz brachte Geduld und Gottvertrauen richtig wieder zurück.

Nun war einmal ein recht theures Jahr, in dem selbst der Bemittelte nicht wußte, wo er Nahrung und Kleidung hernehmen sollte. Unserm Boten ging es da recht schlimm, und hätte er nicht seinen Rosenkranz gehabt, er wäre schier verzweifelt. Schuhe hatte er schon lange nicht mehr getragen und die nothdürftige Kleidung wollte auch kaum mehr zusammenhalten.

Trüben Sinnes schritt er einmal auf Schwerte zu und dachte darüber nach, wie er wohl zu einem Mittagsbrode kommen sollte. Da lag plötzlich vor seinen Augen ein Sack von fremdartigem Zeuge, wie er es nie zuvor gesehen. Neugierig wollte er den Sack aufheben, aber er war so schwer, daß er es kaum vermochte. Da löste er den Strick, mit dem er zugebunden war und sah, daß ein schwerer Klumpen von gediegenem Golde darin steckte. Fast erschrocken blieb er vor dem Schatze stehen und überlegte, was damit anzufangen sei. Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Gold nach Hause zu tragen und als ein reicher Mann in Freuden und Fröhlichkeit davon zu leben, Aber kaum hatte er den Gedanken gefaßt, so verwarf er ihn wieder und sprach: Ehrlich will ich bleiben und wenn ich auch noch so große Noth leiden muß. Der Klumpen Gold gehört nicht mir; ich will ihn dem Bürgermeister von Schwerte bringen, der mag zusehen, daß der rechte Mann ihn wieder erhält.

Wie er sich nu bückte, um die Last auf seine Schultern zu nehmen, da trat ein kleines, graues Männlein aus dem Holz und sprach: Weil du so brav und ehrlich bist, haben die Bergmännlein dir diesen klumpen Gold aus der Erde gegraben; du sollst ihn behalten und dir blanke Ducaten daraus schlagen lassen. Zum Dank dafür wirst du die Bergmännlein in Schutz nehmen, wenn böse Menschen ihnen allerlei erdichtetes Uebele nachreden.

Der Bote war ganz verblüfft von der plötzlichen Erscheinung und dem unerwarteten Reichthume, schnappte nach Athem und suchte nach Worten um dem grauen Männlein seine Dankbarkeit zu bezeugen; aber das Männlein war so schnell verschwunden, als es gekommen war, und wie er auch in die Büsche hineinrufen mochte, nur das Echo gab ihm Antwort. Da ließ er endlich vom Suchen ab, nahm den Sack mit dem Goldklumpen auf seine Schultern und schritt auf Schwerte zu; denn trotz seines Reichthumes kam es ihm nicht in den Sinn, heimzukehren, ohne seine Bestellungen ausgerichtet zu haben.

Bei den ersten Häusern in Schwerte war auch ein Wirthshaus, wo er gewöhnlich einzukehren pflegte. Dort trat er auch jetzt ein und bestellte in der Freude seines Herzens ein Mittagsmahl, wie er es lange nicht gethan hatte. Der habgierige Wirth aber, der seine Armuth wohl kannte, forderte Vorausbezahlung. Da öffnete der Glückliche seinen Sack und erzählte, wie er zu dem Goldklumpen gekommen sei.

Nun wurde der Wirth außerordentlich freundlich und tischte mehr auf, als der Bote verlangte. Als dieser seine Mahlzeit beendet hatte, sprach er: Ich muß jetzt meine Botengänge verrichten. Hebt mir mittlerweile den Sack gut auf!

Kaum hatte er die Thüre hinter sich, so öffnete der Wirth den sack, labte sich an dem Anblicke de Goldes und überlegte, wie er in den besitz desselben gelangen möchte. Nach kurzem Bedenken stieg er mit dem Sacke in den Keller hinab, vergrub den Goldklumpen in den Boden und that einen Bleiklotz in den Sack hinein, der in Gestalt und Schwere mit dem Goldklumpen ziemlich übereinstimmte. Als er das vollbracht hatte, kehrte er zurück, bedient die angekommenen Gäste und that, als ob nicht vorgekommen sei.

Am Nachmittage kam der Bote zurück und wollte ein Stück von dem Goldklumpen abschlagen, um den Wirth damit zu bezahlen. Der aber fürchtete, der Bestohlene werde die Verwechslung merken und sprach: Laßt den Sack nur zugebunden! Ihr seid heute einmal im Glück, so sollt Ihr mir auch nichts bezahlen. Ich hole die Zeche wieder, wenn ich Euch in Hamm besuche. Deß war der Bote zufrieden und wanderte mit seinem Bleiklotze hinweg.

Kaum aber war er einige hundert Schritte vom Hause, so wurmte es dem schlechten Wirth, daß er nicht auch das Blei behalten, rief den Büttel und ließ den Boten zurückholen, vorgebend, dieser habe ihm das Blei gestohlen.

Der ehrliche Bote glaubte, man wolle einen Spaß mit ihm machen und lachte über die Zumuthung, daß er ein Dieb sein sollte. Der Büttel aber nahm das Lachen sehr übel und trieb ihn vor sich her zu dem Richter. Dort glaubte sich der gute Mann leicht zu befreien, indem er die kurze Geschichte seines Reichthums wahrheitsgetreu erzählte.

Der Richter hatte wohl oft von den Bergmännlein gehört, aber er hielt das Alles für eitel Lug und Trug; und als er den Sack öffnete und statt des Goldes den Bleiklotz fand, sprach er: Nun ist es klar, daß Ihr ein Dieb und ein Lügner seid!

Der Wirth wurde gerufen, um ein Zeugniß abzulegen. Mit bösem Herzen schwor er auf das offene Evangelienbuch, daß er von keinem Goldklumpen wisse; der Bote aber habe ihm in seiner Abwesenheit das Blei aus dem Keller gestohlen und ihn noch dazu um die Zeche betrogen.

Da ergrimmte der Richter und herrschte den armen Boten an, er solle der Wahrheit die Ehre geben. Als dieser sich aber darauf hielt, daß es so und nicht anders sei, befahl der Richter den Henkersknechten, ihn auf die Folter zu spannen und so lange zu peinigen, bis er bekenne. Die schwarzen Gesellen reckten sich ihm nun die Glieder auseinander, daß sie knackten und zu zerbrechen drohten. Aber der Bote betete unter den schrecklichen Martern seinen Rosenkranz und war zu keiner anderen Aussage zu bewegen. Das hielt der Richter für boshafte Verstocktheit und verurtheilte ihn zum Tode.

An Händen und Füßen gefesselt lag er jetzt in einem tiefen Kerkerloche und sah dem kommenden Tage entgegen, wo er mit einem hänfenen Stricke an den Galgen gehängt werden sollte.

Für seine Person hätte sich der arme Gefangene aus dem Tode nicht viel gemacht, weil er wußte, daß er unschuldig war und als Märtyrer in den Himmel einging; aber er hatte zu Hause ein Weib und sieben Kinder, denen er Brod schaffen mußte. Was sollte aus diesen werden, wenn der Broderwerber nicht mehr da war? Und wie schimpflich war es für sie, daß ihr eigener Vater mit dem Stricke um den Hals aus dem Leben ging!

Die halbe Nacht saß er da und überlegte hin und her, ob es denn gar keinen Ausweg gäbe, dem schrecklichen Tode zu entrinnen; aber wie er auch seinen Kopf anstrenge, es wollte ihm nichts einfallen.

Da erschien plötzlich ein Flammenschein vor dem Fenster und ein Mann im Scharlachkleide drängte sich wie ein knochenloses Wesen zwischen den engen Gitterstäben hindurch. Die Klauen an den Händen und die rothe Hahnenfeder auf der Mütze verkündeten genugsam, wer es war. Und er machte selber keinen Hehl daraus. Indem feurige Blitze aus seinen grünen Augen schossen, sprach er: Ich bin der Teufel und gekommen, um dich

vom Tode und dem Galgen zu erretten. Der Galgen steht schon aufgerichtet; nur wenige Stunden und dein Leben ist verwirkt. Willst aber einen Vertrag mit mir schließen, daß ich nach deinem Tode deine Seele als Eigenthum besitzen soll, so will ich dich nicht allein vom Galgen erlösen, sondern dir auch noch hundert volle Lebensjahre geben, die du im Glanze des Reichthums und der höchsten Ehrenstellen verbringen sollst. – Der Bote wollte um solchen Preis sein Leben nicht erkaufen, sondern sprach: Weiche von mir Satan! Lieber will ich zehnmal am Galgen sterben, als dir nur ein einziges Haar meines Hauptes zu gönnen; vielmehr noch meine unsterbliche Seele, die ich einzig und allein meinem Herrn und Schöpfer zurückzugeben denke, von dem ich sie erhalten habe.

Der Teufel machte noch einen Versuch, indem er sprach: Du sollst leben, bis ganz Schwerte ausgestorben ist, und Westphalen will ich zu einem eigenen Königreiche machen, dessen Krone dein Haupt schmücken soll.

Gehst du nun nicht bald, entgegnete der Bote, so werfe ich dir meinen Rosenkranz um den Hals und niete dich an der Kirchthüre fest, bis du vor Angst zu Stein wirst.

Ich sehe wohl, erwiederte der Teufel, du hältst deine Seele so hoch im Preise, daß selbst meine Großmutter sie nicht bezahlen könnte. Aber weil du ein ehrlicher Kerl bist, an dem die Hölle doch nie etwas verdienen kann, so will ich gegen meine Natur Gutes thun und dich auch ohne Bezahlung vom Galgen erretten.

Als das der Bote hörte, verklärte sich sein Gesicht; aber die Freude hielt nicht lange an, denn er dachte: der Teufel thut nichts umsonst, und so wird er sich auch für den guten Dienst bezahlt machen, sei es nun spät oder früh.

Der Teufel las in seinen Gedanken und sprach lachend: Ich sehe, du traust mir nicht! Du denkst vielleicht, ich würde heimlich eines deiner Kinder oder gar dein Frau holen. Aber sei nur ruhig, guter Gesell. Ich will mich so binden, daß dein letzter Zweifel schwinden soll. Mit diesen Worten langte er ein Pergamenttäfelchen aus der Tasche, nahm die Hahnenfeder von der Mütze und schrieb:

„Wenn ich dem Boten von Hamm mit Lug und Trug bediene, so soll mich Gott an ein Kreuz schmieden, daß ich von Ewigkeit zu Ewigkeit daran verbleiben und Litaneien beten muß. Ich, der Teufel.“

Das also beschriebene Blatt reichte er dem Boten, der jetzt ganz vertraut und nur begierig war, was er thun müsse um dem Galgen zu entrinnen.

Höre, sprach der Teufel, wenn ich dich bis zum letzten Augenblicke zappeln lasse, so habe nur keine Angst. Wenn du aber mitten auf der Leiter angekommen bist, so rufe aus: Da kommt mein Onkel! Lasset mich ein paar Worte mit ihm spre-

chen, ehe ich unschuldig in den Tod gehe!

Der Bote versprach das zu thun, und der Teufel zog sich durch das Gitterfenster zurück.

Am andern morgen in der Frühe wimmerte das Armsünderglöckchen durch die Luft, zum Zeichen, daß der Bote nun gegangen würde. Bald öffnete sich auch die Kerkerthüre und der Delinquent trat im Sterbehemde hervor. Der Galgenvogt hob ihn auf einen Karren, der sich dem Richtplatze zu bewegte. Ein betender Priester und ein umflortes Kreuz gingen voraus, eine unzählige Menge Volkes drängte und stieß sich hinter dem Karren, denn Alle wollten gerne sehen, wie ihm der Hals zugezogen würde. Der meineidige und diebische Wirth war auch unter dem Haufen und freute sich, daß er sich mit dem Wiedererlangen des Bleiklumpens zugleich den armen Bestohlenen vom Halse schaffte der ihm sonst doch noch hätte gefährlich werden können.

Jetzt fuhr der Karren die Höhe heran, auf welcher der Galgen stand, der Bote mußte absteigen und auf nackten Füßen den Hügel beschreiten. In diesem verhängnißvollen Augenblicke stiegen wieder Zweifel an den Teufel in seinem Herzen auf, und obschon er die Pergamenttafel in seiner Tasche fühlte, so dacht er doch, es sei besser sich an Gott zu halten, fiel nieder und betete so lange bis ihm der Scharfrichter auf die Schulter klopfte.

Da erhob er sich und stieg die Leiter hinan. Als er die Mitte derselben erreicht hatte, wandte er sich um und rief mit lauter Stimme: Da kommt mein Onkel! Lasset mich ein paar Worte mit ihm sprechen, ehe ich unschuldig in den Tod gehe!

Die Leute schauten hinter sich und gewahrten eine Reiter in scharlachrothem Mantel, der wie die Windbraut daher sprengte und durch die Menge galoppirte, daß sie rechts und links auseinanderstob. Was machst du hier? sprach er zu dem Boten.

Ich gehe in den Tod, gab dieser zur Antwort, weil ich fälschlich angeklagt bin. Der Bote erzählte nun kurz, wie es ihm ergangen und daß er nicht wisse, wie das Blei in seinen Sack gekommen, in welchem vordem ein Klumpen Gold gewesen.

Ich aber weiß es! Rief da der rothe Reiter. Mein Vetter ist unschuldig; der Wirth aber, welcher ihn angeklagt, ist selbst der Dieb. Er hat meinen Vetter um das Gold betrogen und ihm das Blei heimlich in den Sack geschoben.

Als der Wirth diese Worte hörte, schrie er: Das sind freche Lügen! Ich kann hundert Eide darauf ablegen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Da wandte sich der rothe Reiter gegen ihn und rief mit einer donnerähnlichen Stimme: Du bist doch der Dieb! Bist du aber rein, so sage, ob dich der Teufel holen soll, wenn du gelogen hast.

Der Wirth dachte, all die Geschichten vom Teufelholen seien doch nur eitle Märchen und antwortete: Ja, der Teufel soll mich holen, wenn ich

gelogen habe!

Kaum war das letzte Wort über seine Lippen, so wurde der Reiter riesengroß, die Nägel an seinen Fingern verlängerten sich zu schwarzen Krallen und sein Mantel wallte hin und her, wie eine flackernde Feuerflamme. Den Arm ausstreckend, langte er hinab, ergriff den Wirth und warf ihn auf das feuerschnaufende Roß, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten.

Wie er auch schreien und zappeln mochte, der Teufel hielt ihn fest und fuhr mit schrecklichem Hohnlachen mit ihm in den Boden hinab, der unter dem Galgen weit auseinander klaffte.

Da erkannten der Richter und alles Volk die Unschuld des Boten und sprachen ihn der Schuld frei. Im Keller des Wirthes aber fand man den Goldklumpen und stellet ihn dem Unschuldigen wieder zu, der nun fröhlich nach Hamm wanderte.

Der Währwolf

Ein Märchen von der Ruhr

Zu Ergste, einem Dorfe an der Ruhr, lebte vor langer Zeit ein Mann, der weit und breit gefürchtet war; denn er verstand allerlei geheime Künste und Zaubereien, die er aus Bosheit und Gewinnsucht zum Nachtheile seiner Nachbarn sehr oft gebrauchte. Diese Künste aber hatte ihn der Teufel gelehrt, der allzeit um ihn war, ihn zu beschützen. Zum Lohne dafür sollte der Teufel seine Seele haben und damit zur Hölle fahren, wenn seine Zeit um wäre.

Arbeiten mochte er nicht und liebte er ein gutes Leben und aß besonders gern alle Tage einen frischen Braten. Da kam ihm denn seine schwarze Kunst zu Statten. Wußte er irgendwo im Gebirge eine Schafheerde, so verwandelte er sich rasch in einen Wolf und schlich mit hängendem Schwanze und rollenden Augen durch's Gebüsch, bis nahe an die Hürde. Ehe sich's dann der Schäfer versah, stürzte er plötzlich hervor, ergriff den fettesten Hammel und trabte von dannen. Einmal setzte ihm ein Schäfer nach, holte ihn auch im Walde ein und schlug ihm aus vollen Kräften mit einem Prügel auf den Kopf.

Vor Schmerz heulend, ließ er den Hammel fallen und richtete sich gegen den Schäfer und seinen Hund. Sie hätten es wohl mit ihm aufgenommen, wenn er kein Schwarzkünstler gewesen und der Teufel nicht zu seiner Hülfe dagewesen wäre. So aber wuchs er in die Höhe, daß er so groß wurde, wie ein Pferd. Mit der einen Tatze faßte er den Schäfer, mit der andern den Hund und stieß ihre Köpfe so lange zusammen, bis sie todt waren. Dann kehrte er zur Hürde zurück und erwürgte alle Schafe.

Von dieser Zeit an verbreitete sich die Furcht vor dem Währwolfe an der ganzen Ruhr und niemand wagte Abends ohne einen geweihten Rosenkranz von einem Hause zum andern zu gehen. Wenn die Mägde in der Dämmerung die Kühe molken, so beteten sie allemal erst ein andächtiges Vaterunser. Unterließen sie dieses aber, so geschah es nicht selten, daß plötzlich der Währwolf unter einem Büschel Stroh hervorbrach, den Molkeimer umwarf, die Kette entzwei riß, sich wie ein Reiter auf die Kuh hinaufschwang und sie hinwegritt.

Groß und Klein fürchteten ihn deßhalb über die Maaßen und gingen ihm aus dem Wege, wo sie nur konnten; denn sie wußten wohl, daß sie ihn mit Gewalt nichts anhaben konnten.

Eine Zeitlang drang er jede Nacht in den Stall

eines Bauern und holte ein fettes Schaf hinweg. Der Bauer war deshalb in Verzweiflung, und da er keinen andern Rath wußte, so ging er zu einer weisen Frau; die sagte ihm, wenn zwei unschuldige Kinder eine Scheere und ein Messer kreuzweise über Währwolf würfen und dieselben geschwind wieder auffingen, ehe er es verhindern könnte, dann wäre ihm beizukommen.

Nun hatte der Bauer einen Knaben und ein Mädchen, die waren sehr fromm und noch ganz schuldlos. Als sie hörten, was die weise Frau gesagt hatte, wollten sie das Abenteuer bestehen, und ließen es sich durchaus nicht ausreden. Mit schwerem Herzen gaben Vater und Mutter endlich ihre Einwilligung und sprachen: Nehmt Euch aber wohl in Acht, daß der Währwolf Euch nicht zuvorkomme, denn geschähe dieses, so würde er Euch erbarmungslos zerreißen.

Als nun der Abend gekommen war, befahlen sich die beiden Kinder in den Schutz Gottes und gingen in den Stall; der Knabe trug das Messer und das Mädchen die Scheere in der Hand. Es dauerte nicht lange, so flog die Stallthüre auf und ein grimmiger Wolf drängte sich herein. Schon wollte er sich an einen fetten Hammel machen, als er die Kinder erblickte und ihnen mit funkelnden Augen entgegenschritt.

Die Kinder aber fürchteten sich nicht, sondern warfen Messer und Scheere im Kreuze über ihn weg. Der Währwolf wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, darum wandte er sich einem schnellen Sprunge herum und schnappte mit der Schnauze nach den beiden Gegenständen; aber die Kinder waren ihm zu flink, und obschon der Teufel sein Möglichstes that, dem Wolfe zu helfen, so kamen sie ihm doch zuvor.

Da heulte er laut und fürchterlich, denn der Zauber war gebrochen und er mußte seine natürliche Gestalt annehmen. Sobald das der Bauer und seine Knechte sahen, sprangen sie herbei, banden ihn mit Stricken und führten ihn nach Limburg an der Lenne vor das peinliche Halsgericht.

Hier wurde er als Zauberer angeklagt und die Richter verurtheilten ihn zur Wasserprobe. An einem bestimmten Tage wurde er von wohlbewaffneten Männern zum Oegersteine geführt, um in den Fluß geworfen zu werden.

Nun wußte in Limburg Jedermann, was das zu bedeuten hatte, Schwamm er gegen der Verlauf der Natur oben, so war er ein Währwolf und Zauberer; sank er aber unter, und konnte er auf dem

Grunde hinabgehen, so war er unschuldig.

Nachdem die vorgeschriebenen Ceremonien verrichtet waren, stießen ihn die Gerichtsdiener plötzlich in die Lenne, da wo es sehr tief war. Erwartungsvoll standen die Zuschauer am Ufer und bekreuzten sich, als sie sahen, wie er oben schwamm und mit aller Anstrengung nicht im Stande war, unterzutauchen.

Schon wollte man ihn herausziehen und auf den Scheiterhaufen bringen, als sein Bundesgenosse, der Teufel, ihm zu Hülfe kam und ihn für diesmal noch rettete. Als der Zauberer in seiner Noth und Herzensangst zu ihm rief, kam er ungesehen herbei und berührte eine Nähnadel, welche der Währwolf im Knopfloche stecken hatte. Als bald verwandelte sich dieselbe in ein schweres Beil und er sank, daß die Wellen über ihn zusammenschlugen.

Das betrachtete der Richter als ein Zeichen seiner Unschuld, ließ ihn herausziehen und in Freiheit setzen. Durch einen so glücklichen Ausgang wurde er noch unverschämter als zuvor und trieb es ärger, als je. Als er nun eine wahre Landpage geworden war und die Bauern bei Tage und Nacht ihres Lebend und ihres Viehes nicht sicher waren, holten sie wieder den Rath der weisen Frau ein. Die rieth ihnen, ihn so lange zu füttern, daß er ganz fett würde und ihn dann im Schläfe zu überfallen.

Das thaten die Bauern; sie trieben ihm die Schafe absichtlich in den Weg, so daß er gar keine Mühe hatte, sie zu fangen und sich an ihrem Fleische gütlich zu thun. In wenigen Wochen war er so fett geworden, daß ihm das Gehen beschwerlich wurde und daß er vor lauter Fett und Fleisch in eine Schlafsucht verfiel.

Da er nun eines Tages schlafend im Walde lag und schnarchte, daß sich die Blätter an den Sträuchern bewegten, trugen sie Stroh und dürres Holz herbei, bauten daraus einen Wall rings um den Busch und zündeten es an vielen Stellen zugleich an.

Die Flamme prasselte heftig empor, ergriff die Sträucher und Bäume weit umher und rückte dem Währwolfe so nah auf den Pelz, daß seine Haare sich von der Hitze krümmten.

Nun wachte er aus seinem tiefen Schläfe auf, und als er sag, daß sein Leben in Gefahr stand, wollte er sich schnell verwandeln, aber es war zu spät, denn die Flamme hatte ihn ganz eingehüllt, und er mußte jämmerlich verbrennen, ehe er seinen Zauberspruch hersagen konnte.

Die Bauern aber sammelten sorgfältig seine Asche und vergruben sie hinter dem Kirchhofe. In geweihter Erde durfte er nicht ruhen, weil er ein Zauberer war und mit dem Teufel im Bunde stand.

Seine Seele, die der Teufel als Lohn für seine Hülfe mit sich in die Hölle nahm, muß jede

Nacht auf die Erde hinaufsteigen und die vergrabene Asche winselnd und jammernd, wie Jemand, der am brennen ist, umkreisen.

Das ist die Geschichte vom Währwolfe, die ich meinen kleinen Lesern ein Märchen genannt habe, weil sie schrecklich unglaublich klingt. Wenn meine Freunde aber einmal was Rechtes gelernt und die Kunst erlangt haben, diese Märchen von seinem Schmucke zu entkleiden, dann werden sie darin einen Kern finden, der vor vielen Jahrhunderten gesät, zum kräftigen Baume emporgrünte, nach und nach aber alt und schwach wurde, bis er mit seinen verdorrten Aesten und seinem faulenden Wurzelwerke zusammenbrach und nicht als den obigen Kern zurückließ.

Teil II.

Lyrik

Regenbogen

Vom Himmel gucken auf die Welt
Die Englein, Kopf an Kopf geschaart.
Sie haben Bauleut' herbestellt,
Den Weg zu brücken, bunt und zart.

Die Sonne rollt ein goldig Band
In weiter Wölbung durch die Luft;
Die Morgenröthe springt zur Hand
Mit Veilchenblau und Rosenduft.

Die Sterne leihen ihre Pracht,
Das Nordlicht hüpfte schnell heran;
Und eh' man's auf der Welt gedacht
Steht fertig schon die bunte Bahn.

Jetzt regen sich die Flügel all,
Die Füßchen schweben nieder schnell,
Zur Erde tönt ein Liederschall,
Wie Silberglöckchen, zart und hell.

Dann schau'n die Kinder all empor
Und wissen nicht, wie wundersam
Das große, schöne Himmelsthor
Da oben wohl zu Stande kam.

Doch fühlen sie so große Luft
Und denken gar so fromm und gut,
Als ständen heute Herz und Brust
In aller Engel heil'ger Huth.

Begräbniß eines Lebendigen

Der Krone und des Scepters müde
Stieg Karl vom länderreichen Thron;
Die Einsamkeit, der Klosters Friede
Das schien dem Kaiser Gotteslohn.

Er lag in prunklos enger Zelle
Voll Demuth im Gebet vor Gott,
Und leis erstarb auf seiner Schwelle
Der Erde Lärm, der Bösen Spott.

Des Todes nimmer zu vergessen
Verfolg't er stets des Pendels Schlag;
Die Zeiger, so die Stunden messen,
Sie markten ihm zu spät den Tag.

Drum wollt' er seinen Leib begraben,
Noch eh' die Sterbestunde schlug,
Und eine Himmelsahnung haben,
Bevor der Geist ihn aufwärts trug.

Er ließ sich Sarg und Bahre machen,
Bestellte selbst das Todtenamt,
Und betend hielten Leichenwachen
Den Sarg umstellt im schwarzen Sammt.

Die dumpfen Sterbeglocken läuten,
Am Kloster harrt die Beterschaar,
Die Mönche mit den Kerzen schreiten
Herab vom nächtlichen Altar.

Sie nah'n des Kaisers stillem Hause,
Der Priester weiht den offenen Sarg,
Der in der engen Bretterklausen
Die Leiche des Lebend'gen barg.

Es schwankt mit tiefen Grabgesängen
Der Leichenzug zum hohen Chor;
Die Orgel tönt mit bangen Klängen
Und zittert durch den Trauerflor.

Das Requiem erfüllt die Hallen,
Die Schelle dringt durch Mark und Bein;
Auf's Angesicht die Mönche fallen
Und beten: Herr, erbarm dich sein!

Und als sie lang um Gnad' erworben,
Da wendet sich der Priester um
Und spricht: „Der Kaiser ist gestorben!“
Und todtenstille wards und stumm.

Da faßt es den Lebendig-Todten
Gleichwie mit tausend Armen an;
Sein Herz ward Eis, die Sinne drohten
Zu brechen aus des Körpers Bann.

Er will in Angst sich rasch erheben,
Doch sein Gebein ist starr und schwer. –
Es lag ein Alp auf seinem Leben,
Der ließ ihn fürder nimmermehr.

Und wenig Tage sind vergangen,
Da lag der Kaiser kalt und todt.
Die Glocken von den Thürmen klangen
Wie Aufersteh'n und Morgenroth.